

CLAUDIA WESTHAGEN

SCHWEIGEN SCHREIT

Clara Leuras ermittelt

THRILLER

myshowverlag

CLAUDIA WESTHAGEN

SCHWEIGEN SCHREIT

Clara Leuras ermittelt

THRILLER

my**show**erlag

Zum Buch

Als am Starnberger See rätselhafte Morde geschehen, wird die Traumtherapeutin und Feldenkrais Lehrerin Clara Leuras widerwillig in die Ermittlungen hineingezogen. Ihre Sprache ist das Unausgesprochene, ihr Terrain die Bruchstellen der Erinnerung – doch jeder Schritt in diesem Fall reißt alte Wunden auf. Während sie versucht, ein verstummtes Kind zum Reden zu bringen, stößt sie auf die Schatten einer Kindheit voller Gewalt – und gerät unaufhaltsam in die Nähe einer Wahrheit, die niemand hören will.

Je tiefer sie gräbt, desto gefährlicher wird es: für ihre Patientin, für sie selbst und für alle, die ihr nahestehen.

Um den Täter zu stellen, muss Clara nicht nur seinen Abgrund durchdringen – sondern auch den dunklen Fleck ihrer eigenen Vergangenheit.

Zur Autorin

Claudia Westhagen ist Autorin und ausgebildete Schauspielerin. Sie arbeitet seit vielen Jahren mit Sprache, Figuren und Dialogen auf der Bühne und im direkten Austausch mit dem Publikum bei Lesungen ihrer eigenen Texte.

Das Schreiben steht im Zentrum ihrer Arbeit. Ihre Texte entstehen häufig unterwegs, unter anderem in ihrem Wohnmobil, und verbinden erzählerische Spannung mit einer zeitgemäßen, lebendigen Sprache.

*Für Elisabeth,
Gerhard, Siggi, Karin.
Ihr fehlt mir.*

1

Tag 1 – Donnerstag

»Vielleicht hat sich jemand einen Scherz erlaubt?«

Clara Leuras schob die untere Zahnreihe vor und biss sich leicht auf die Oberlippe. Dann setzte sie sich auf den Boden des Kinderzimmers.

»Lucia, ich weiß, wie schwer alles für dich ist.«

Lucias Augen füllten sich mit Tränen.

Am liebsten hätte Clara ihre neunjährige Traumapatientin in die Arme gezogen und ihr versprochen, dass sie immer für sie da sein würde. Doch sie hielt Abstand. Nähe musste hier dosiert sein. Schutz sollte nicht wie Besitz wirken.

Vorsichtig rutschte sie ein Stück zu dem Mädchen, das vor dem bodentiefen Giebelfenster kauerte. Das Parkett knarzte leise. Es roch nach frischem Bienenwachs.

»Wenn du nicht reden willst, ist das auch gut. Wir können einfach eine Weile hier auf dem Boden sitzen bleiben.«

Um Lucia Zeit zu geben, blickte Clara aus dem Fenster. Wenige luftige Sommerwolken zogen über den Himmel. Dahinter leuchtete dieses tiefe Blau, das es nur hier gab. Die voralpine Moor- und Hügellandschaft von Pöcking am Westufer fiel sanft zum Starnberger See ab. Ein See, der rasch Tiefe bekam.

Sie wusste, wo das Ufer lag, hatte es oft genug gesehen – von hier aus entzog es sich dem Blick. Die mächtigen Laubbäume des Badegebietes »Paradies« standen dazwischen. Kronen dicht an dicht.

Einen Moment hatte sie das Gefühl, sie schützten den See.

Sie und ihre Wahrnehmungen.

Eine kleine Wolke drängte sich über die Sonne. Das Licht wurde bleiern. Kühle kroch Clara unter die Haut, wie ein Tropfen Wasser, der langsam den Rücken hinablief. Sie blieb sitzen. Bewegte sich nicht.

Lucia sagte nichts.

Clara zog die Luft ein.

Sie strich sich eine dunkel, leicht gewellte Strähne aus dem Gesicht und band das Haar im Nacken zusammen. Bei dieser Hitze trug sie es fast immer so. Es half, einen klaren Kopf zu behalten.

»Wer hat dir denn Bescheid gegeben?«

Lucias Stimme holte sie zurück.

Endlich.

»Deine Oma. Sie hatte Angst, dass du dich wieder zurückziehst. Wie vor zwei Jahren, als wir uns kennengelernt haben.« Clara ließ die Worte stehen. »Danke dafür, dass du mich in dein Zimmer gelassen hast und mit mir sprichst.«

Das Mädchen sah zu Boden.

»Du wolltest mir von der Luftmatratze erzählen«, sprach Clara nach einer Weile.

»Ich wollte ...«, begann sie stockend, »... ich wollte für Mama und Oma ein Frühstück auf der Terrasse machen. Dann habe ich sie gesehen, die Luftmatratze. Sie lag auf dem Rasen, bei der Terrasse.«

»Die, die dir dein Papa geschenkt hat?«

»Ja, ich hatte sie in den Schuppen gelegt. Morgen Nachmittag, nachdem ich mein Zeugnis habe, wollten Mama und ich zum See runter. Sie hat es mir versprochen.«

»Deine Oma hat mir erzählt, du weißt nicht, wer sie aufgeblasen hat. Was fühlt sich daran für dich so beängstigend an?«

Lucia rutschte unruhig auf den Knien hin und her. »Sonst mache ich das immer selbst. Aber das habe ich nicht. Ich schwör's dir.«

»Und das macht dir Angst?«

»Ja.«

»Hast du deinen Papa angerufen«, fragte Clara ruhig.

Lucia schüttelte den Kopf. »Er war das nicht. Auch wenn Mama das denkt. Und jetzt darf ich ihn wieder nicht sehen. Sie hat beim Jugendamt angerufen.«

Als hätte sich Kies vom Seegrund in ihrem Bauch abgesetzt.

Die Therapeutin ließ die Stille stehen.

»Wenn du es nicht warst und deine Mama oder dein Papa auch nicht, wer könnte es dann gewesen sein und warum? Was denkst du?«

Augenblicklich veränderte sich Lucias Haltung. Steif richtete sie sich auf. Ihre Finger krallten sich in den leichten Stoff ihres Sommerkleidchens. »Ich sag nichts mehr«, flüsterte sie und presste die Lippen so fest aufeinander, dass die Kiefermuskeln zuckten.

Clara lehnte sich vor. Ihr Blick ruhte auf Lucias Gesicht. Doch das Mädchen sah an ihr vorbei, starrte auf einen Punkt auf dem Boden.

»Lucia«, sagte Clara behutsam. »Magst du mir noch etwas erzählen?«

Lucia verschränkte die Arme vor dem Bauch. *Wie um sich selbst festzuhalten*. Ihre Augen huschten kurz zum Fenster, dann wieder nach unten.

Stille kroch durch den Raum.

Clara hörte Schritte im Flur. Kein Gehen. Eher ein Schleifen. Dann ein trockenes Knacken im Gebälk.

Lucia zuckte kaum sichtbar zusammen.

Clara blieb sitzen. Bewegte sich nicht.

Jetzt konnte jedes Wort zu viel sein. Diese feine, wachsamen Stimmung stellte sich ein – vertraut aus anderen Stunden, kurz bevor jemand innerlich verschwand. Oder etwas schützte, indem er schwieg.

Sie kannte das von anderen Kindern. Von Momenten, in denen Stille kein Trotz war, sondern Schutz.

Lucia blieb stumm.

Und Clara wusste:

Das Schweigen war kein Ende.

Es markierte eine Grenze.

Geschmeidig erhob sie sich.

»Ist es okay, wenn ich jetzt mit deiner Mama spreche? Oder soll ich noch bleiben?«

Lucia blickte auf. »Wenn Mama und ich morgen an den See gehen – kann Papa dann dazukommen? Und mit ihr reden?«

Clara nahm sich Zeit.

»Ich muss erst mit deiner Mutter sprechen«, antwortete sie schließlich. »Und schauen, was gut für dich ist, in Ordnung?«

»Ja, und danach sagst du es dem Papa.«

»Du weißt«, sagte Clara leise, »dass das nicht so einfach geht. Wenn ihm wieder verboten worden ist, sich euch zu nähern, muss er sich daran halten.«

*

Noch in Gedanken bei dem Gespräch mit Lucias Mutter stieg Clara in ihren dunkelblauen Citroen, ihre »Göttin«. Sie fuhr über die Schnellstraße nach Starnberg, vorbei am Klinikum und bog in die Prinz-Karl-Straße ein. Vor dem Haus, in dem Peter Greifer wohnte, rollte sie langsam mit dem Auto an den Randstein, stellte den Motor ab und rührte sich nicht.

Der Wagen fühlte sich an wie ein Kokon. Ihr Kopf war nur eine Handbreit vom Dachhimmel entfernt. Die Enge legte sich um sie.

Warum mache ich mir wegen einer Luftmatratze solche Sorgen? Das war doch lächerlich. Und doch – nichts daran war lächerlich – nicht bei Lucia. Nicht mit diesem Vater. »Verdammt, Clara«, murmelte sie. »steig aus und sprich mit ihm. Du bist nicht hier als Freundin. Du bist hier als Therapeutin.«

Eigentlich müsste sie alle an einen Tisch holen. Mutter. Vater. Jugendamt – sonst ging hier nichts. Aber das war Theorie. In der Praxis war Donnerstag, der letzte vor den großen Ferien. Die zuständige Sachbearbeiterin, mit der sie sonst engmaschig zusammenarbeitete, hatte sich heute mit einem fröhlichen Gruß in den Sommerurlaub verabschiedet. Mit deren Stellvertreterin ließ sich das nicht durchziehen. Zu oft waren sie schon aneinandergeraten. Die hielt sich an jedes Formular, jede Vorschrift, als hinge alles davon ab.

Doch, wenn ein Kind litt, wenn sofort gehandelt werden musste, konnte Clara nicht erst Akten wälzen, Anträge ausfüllen. Für sie kam immer zuerst das Wohl ihrer Schützlinge, Regeln hin oder her.

Irgendetwas in Lucias Augen war echt gewesen.

Nicht laut. Nicht dramatisch.

Eine Panik, die Clara nicht abschütteln konnte.

Also gab es nur sie.

Ein dumpfer Druck im Bauch. Unbeweglich. Ohne nachzulassen.

Claras Finger lagen verkrampft um das Lenkrad. Zu fest.
Als würde sie mit dem Griff halten, was sonst verloren ging.
Die Enge im Wagen drückte. Das Gefühl wich nicht.
Sie zählte innerlich. Dann löste sie beide Hände gleichzeitig vom Lenkrad.

»Komm. Bring es hinter dich«, murmelte sie in die stickige Stille des Innenraums. »Er wird dir nichts tun.«

Mit der linken Schulter stieß sie gegen die Fahrertür. Die klemmte, wie immer. Es kostete sie Kraft, sie aufzudrücken. Aber für eine Reparatur hatte sie momentan kein Geld.

In mäßigem Tempo stieg sie aus und schloss ab. Clara überragte den DS um die Höhe einer Magnum-Flasche – absurd, dieses Bild, fand sie. Alles war zu still. Selbst die Straße. Sie blickte auf die bröckelnde Fassade des Mietshauses. Die Wohnung von Lucias Vater lag im zweiten Stock. Seit dem Tag, an dem Clara als Traumatherapeutin für Lucia zuständig wurde, hauste er dort. Sie durchquerte das quietschende Gartentor, neben dem sie geparkt hatte.

»Vielleicht klärt sich sowieso alles auf«, redete Clara sich ein und drückte auf die Klingel.

Der Druck im Bauch blieb.

Ihr Körper wusste es längst.

Etwas stimmte nicht.

*

Tag 2 – Freitag

Paul Müller schloss mit einem genervten Ruck den mintgrünen, zum Wohnmobil umgebauten Transporter auf, in dem er vorübergehend lebte. Diese verdammte Warterei, erst stundenlanges Herumsitzen, nur um dann Blut abgenommen zu bekommen, sich den Bauch schallen zu lassen und sich am Ende noch dieses Supervisions-Psychoquatsche anhören zu müssen. Das volle Programm. Für nichts. Ein halber Tag im Eimer, nur wegen ein paar idiotischer Vorschriften. *Als ob ich mir in Amerika was eingefangen habe.* Er knallte die Tür so fest zu, dass die Tassen im Regal klirrten, fluchte leise, startete den Motor und trat aufs Gas. Nichts wie weg hier. Lauthals sang er bei »I Shot the Sheriff« mit. Seit seiner Jugend liebte er die Interpretation von Eric Clapton. Das brachte ihn immer herunter. Er nahm die Straße den Starnberger Berg hoch, vorbei am Klinikum Starnberg. Sein Gesang wurde leiser, bis er ganz verstummte. Zweieinhalb Jahre war er nicht mehr hier entlangefahren – seit jener Schicksalsnacht. Er ließ das Fenster herunter. Warme Sommerluft strich hinein, trug den Duft von Sommerflieder und Gartenjasmin mit sich. Seine schulterlangen, dunklen Locken wurden vom Fahrtwind nach hinten gedrückt, kitzelten ihn kurz den Nacken.

Was wäre, wenn er damals anders reagiert hätte? Nicht so aufbrausend, tief verletzt? Er schüttelte den Kopf. Wie oft hatte er diese Fragen durchgekaut? Sie verfolgten ihn bis in den Schlaf. Ändern konnte er nichts mehr.

Er steckte sich eine Zigarette an. Dachte an seine Eltern.

Seine Mutter hatte gesagt, es werde Zeit, dass er wieder nach Hause komme. Sie hatte ihm nicht erzählt, dass sie Krebs hatte. Endstadium.

Sein Vaterklärte ihn später auf. »Deine Mutter braucht dich.«

Früher hätte ihn das nicht berührt. Aber über die Distanz zwischen Deutschland und Amerika näherte er sich seinen Eltern wieder an. Über Facetime. Gespräch für Gespräch. Die Kluft aus seiner Jugend wurde kleiner. Nicht sofort. Aber spürbar. Ehrlich betrachtet war die Krankheit seiner Mutter nicht der einzige Grund für seine Rückkehr

gewesen. Sein Aufbruch in die USA vor zwei Jahren glich einer Flucht. Weg von dem, was passiert war. Es war einfacher gewesen über andere Menschen nachzudenken als über sich selbst. Deshalb griff er zu, als sich die Gelegenheit bot, nach Virginia zu gehen, ans forensische Institut in Quantico. Sonderausbildung. Abstand. Inzwischen wusste er, dass er sich von seinen inneren Dämonen nur befreien konnte, wenn er sich ihnen stellen würde. Auch, wenn er keine Ahnung hatte, wie.

»Wenn nicht jetzt, wann dann?«, sagte sein ehemaliger bester Freund immer. Seit drei Wochen lebte er wieder hier.

Angekommen fühlte er sich noch immer nicht.

Sein Handy klingelte und riss ihn aus seinen Gedanken. Er drückte auf die Freisprechanlage. »Erster Kriminalhauptkommissar Müller.«

»Polizeipräsident Justin Koch. Wo befinden Sie sich im Moment?«

»Ich fahre gerade durch Starnberg, unterwegs Richtung Fürstenfeldbruck zu Ihnen zum Polizeipräsidium.«

»Dann drehen Sie bitte um. Sie kennen das Paradies?«

»Klar, das Badegelände bei Pöcking am Starnberger See.«

»Fahren Sie hin. Stellen Sie ihr Auto unten auf dem Parkplatz 2 ab und gehen am Schlosspark-Kiosk vorbei über die große Wiese, bis Sie zum Steg 4 kommen.«

»Was gibt es?«

»Einen Leichenfund.«

2

05.04.2020 – *Der Brief*

Geliebter Bruder,

es ist so seltsam, Dir von so weit weg zu schreiben. Wegen der Corona-Maßnahmen können wir uns nicht sehen, und über das Telefon bleibt zu viel ungesagt. Der Empfang hier ist schlecht, es gibt keinen Weg zurück. Noch nicht.

Seit ich im Ashram in Indien lebe, regt sich vieles, von dem ich geglaubt hatte, es läge hinter mir.

Erinnerungen, vor denen ich lange zurückgewichen bin. Dinge, die ich mir nie anzusehen getraut habe – aus Angst, daran zu zerbrechen.

Es hat auch mit Dir zu tun.

Hier habe ich eine Frau kennengelernt, Ann. Mit ihr kann ich sprechen, auf eine Weise, die mir früher nicht möglich war. Sie hat Ähnliches erlebt wie wir. Das hat etwas in mir in Bewegung gesetzt.

Nach einem langen Gespräch bin ich allein zum Fluss gegangen. Ich habe mich auf einen Stein gesetzt und dem Wasser zugesehen. Lange.

Irgendwann habe ich begriffen, dass wir nicht allein sind mit dem, was uns geprägt hat.

Zuerst dachte ich, ich würde alles nur für mich aufschreiben. Um Ordnung in meine Gedanken zu bringen. Niemand sollte es lesen. Vielleicht hätte mir das den Druck genommen, der mir manchmal die Luft zum Atmen raubt.

Aber je länger ich darüber nachdachte, desto klarer wurde mir: Ich kann es nicht für mich behalten. Deshalb wende ich mich an Dich.

Ich beginne jetzt.

Nicht am Stück. Nicht geordnet.

Es wird Tage geben, an denen ich keinen Satz finde. Und andere, an denen die Erinnerungen zurückkommen, ohne Vorwarnung. Ich lasse beides zu.

Alles, was entsteht, lege ich beiseite. Blatt für Blatt.

Es wird ein großes Paket werden – aufgeteilt in meine Briefe und das Tagebuch. Erst wenn ich für mich einen Punkt setzen kann, schicke ich es Dir.

Was darin steht, handelt von dem, was man einem sechsjährigen Mädchen und einem siebenjährigen Jungen angetan hat.

Und von dem, was niemand verhindert hat.

Sollte es jemand anderem in die Hände fallen, hätte das Folgen. Du weißt, wovon ich spreche.

Deshalb habe ich unsere Namen geändert. Ich nenne mich Mary. Und Dich Norman.

Vielleicht werden wir eines Tages darüber sprechen können.

Über das, was war.

Und über das, was es aus uns gemacht hat.

Ich liebe Dich

Mary

Donnerstag, 03.02.1972 – Das Tagebuch

Wir durften keinen Laut machen.

Leise krochen wir durch den Türspalt ins große Wohnzimmer. Das rote Plüschsofa stand gleich daneben. Darunter robbten wir. Wenn wir uns leicht schräg hinlegten, passten wir beide gerade so dorthin. Du lagst auf dem Bauch, beide Hände unter dem Kinn. Ich hob vorsichtig die grüne Wolldecke, die über dem Sofa hing, ein kleines Stück nach oben. So konnten wir unbemerkt Mama, Papa und die ältere mollige Frau beobachten, die auf der hinteren blauen ledernen Sitzgruppe neben dem Erker saßen.

»Also, ich bin sehr froh, dass unser Freund Freiherr von Grafenfeld Sie empfohlen hat. Er hat in den höchsten Tönen von Ihnen gesprochen«, sagte Mama.

»Sie sind 1926 geboren und wenn ich es recht verstanden habe«, fragte Papa, »haben Sie in einem Erholungsheim Kinder gehütet?«

»Ja. Ich bin ausgebildete Krankenschwester und Kinderpflegerin. Mein Ausbildungszentrum befand sich in der Nähe von München. Zu der Grundausbildung gehörten zusätzlich zu den medizinischen Themen die Unterhaltung der Kinder, Putz-, Strick- und Singstunden«, antwortete sie.

»Dann können Sie mit den Kindern Lieder einstudieren, die sie dann unseren Freunden vortragen werden. Wie schön.« Begeistert klatschte Mama in die Hände.

»Frau Hagenstein, wir sind viel geschäftlich wie auch privat unterwegs. Es wird also immer wieder vorkommen, dass Sie mit den beiden allein sind. Vierundzwanzig Stunden im Dienst. Manchmal hier in München, manchmal in unserem Sommerdomizil. Ein Zimmer stellen wir Ihnen selbstverständlich zur Verfügung«, erklärte Papa.

»Das ist für mich kein Problem.«

Sie unterhielten sich noch eine Weile.

»Das ist so langweilig«, flüsterte ich. »Die erzählen nur von früher und vom Krieg.«

»Sei still«, zischtest du mir zu. »Immer musst du quatschen. Du bringst uns noch in Teufels Küche«, zischtest du mir zu.

»Aber ich will die nicht. Die ist so eklig.«

»Jetzt halte den Mund. Ich finde sie auch komisch, aber unsere Eltern werden schon wissen, was gut für uns ist.«

Ich ließ die Decke los. Eine kleine Staubwolke stob auf und kitzelte mich in der Nase. Gerade noch unterdrückte ich ein Niesen. »Wollen wir spielen gehen?«

»Ja, lass uns unser Lager im Wald fertigbauen.«

Wir schlichen zurück in den Gang und huschten in unser Zimmer im ersten Stock.

Gerade hatte ich meine Gummistiefel anzogen, da kam Mama in unser Kinderparadies. »Hört mal ihr zwei. Euer Vater und ich haben uns entschieden, wen wir für euch einstellen. Kommt bitte hinunter und begrüßt euer zukünftiges Kindermädchen. Norman, du verbeugst dich kurz und Mary, du machst einen Knicks.«

Im Wohnzimmer erhob sich die neue Angestellte. Mit ihrem massiven Körper versperrte sie mir das Sonnenlicht. Ich blinzelte, aber es blieb dunkel. Ich stellte mir vor, wie sie in einem großen schwarzen Hexenkessel rührte und verwünschende Sprüche von sich gab. Ob meine Fantasie wieder mit mir durchging?

Unser Vater stand auf. »Kinder, das hier ist Eleonore Hagenstein. Sie wird unser Ersatz sein, wenn wir auf Geschäftsreise sind.«

»Oder mal wieder auf einer Party«, platzte ich heraus. »Unsere Eltern sind so oft weg. Manchmal vergesse ich fast wie sie aussehen.« Meine dunklen langen Locken fielen mir ins Gesicht. Ich blies die Backen auf und pustete sie weg. Frau Hagensteins Augen verengten sich. Bekamen etwas Teuflisches.

»Wie ich es Ihnen mitgeteilt habe«, setzte Mama an. »Mary ist leider etwas vorlaut. Sie besitzt eine blühende Fantasie. Ihr müssen Sie strenge Zügel anlegen. Ich habe keine Ahnung, woher sie das hat.«

»Komm her, Mädchen.« Die Stimme von unserer neuen Aufpasserin klang sanft. Doch schwang ein gefährlicher Unterton darin mit.

Ich trat einen kleinen Schritt auf sie zu.

»Näher!«

Mama schubste mich vor. »Stell dich nicht so an.«

»Das ist ganz natürlich«, sagte Frau Hagenstein. »Ein Mädchen darf Angst haben. Alles andere wäre unnatürlich. Sie bückte sich, fasste mit ihrer moppeligen Hand an mein Kinn und drehte mein Gesicht zur Seite. »Bildhübsch bist du, schlank, schmal. Aus dir wird einmal eine richtige Schönheit.« Ihre Finger blieben in meinem Haar hängen. Ein Ruck. Es tat weh.

»Autsch.«

»Wer schön sein will, muss leiden, mein Täubchen.« Ihre Augen wurden schmal. »Ein Pony wäre ratsam. Sonst verschwindet ihr Gesicht hinter den Haaren.« Sie lächelte.

Ich mochte es nicht.

»Das ist nur ein wohlgemeinter Rat und muss nicht sein.« Sie blickte auf meine Füße. »Gummistiefel im Haus werde ich nicht dulden. Da muss deine Mama nur so viel putzen.«

»Mama macht sich die Hände nicht schmutzig, sagt sie immer. Dafür haben wir eine Zugehfrau, die zweimal die Woche hier ist, um das Haus zu reinigen. Und, wenn eine Party ansteht, dann gibt es auch Bedienungen, Putzfrauen und e...«

»Was für eine hervorragende Idee mit dem Pony«, fiel mir Mama ins Wort. »Gleich Montag vereinbare ich einen Termin beim Friseur. Ich bin erleichtert, dass Sie sich von Marys Verhalten nicht abschrecken lassen. Und selbstverständlich haben Sie freie Hand. Man muss Mary unter Kontrolle bringen. Dauernd plappert sie irgendeinen Unsinn. Und, ich gebe Ihnen Recht – Gummistiefel im Haus! Das geht auf keinen Fall! Was würden denn die Leute denken, wenn sie dies sehen würden. Zieh sie sofort aus, Mary.«

Genervt verdrehte ich die Augen.

Ich glaube, ich war die Einzige, die gemerkt hat, wie die Augen von unserem neuen Kindermädchen für einen Moment aufblitzten.

Ich verschränkte die Arme vor der Brust. Ein Frösteln lief mir über den Rücken.

Ich musste an das Märchen von der eiskalten Schneekönigin denken.

Aber gegen das, was du und ich dann erleben sollten, war die böse Schneekönigin ein süßes Kuscheltier.

3

Clara fuhr den Laptop herunter und stand auf. Ihr kurzer, grüner glockenförmiger Sommerrock klebte an den verschwitzten Beinen. Sie schlenderte in die kleine Küche, goss ein Glas Wasser ein, gab einen Spritzer Zitrone dazu und trank es in einem Zug aus. Dann ging sie zurück in ihr Arbeitszimmer, weitete die Arme aus und drehte sich einmal glücklich um die eigene Achse. Achtunddreißig. Und so viel erreicht.

Geeignete und bezahlbare Praxisräume zu finden, hatte sie Zeit und Kraft gekostet. Ihre Ansprüche lagen hoch – besonders, wenn es um ihre Schutzbefohlenen und ihre Berufung ging. In diesen Räumen sollte sich jeder wohlfühlen: ihre Klientinnen und Klienten, deren Eltern oder Erziehungsberechtigte. Und sie selbst.

Genau das hatte sie geschafft.

Zwei getrennte Wartezimmer sorgten dafür, dass sich ihre Patientinnen und Patienten nicht mit den Gruppen überschneiden, die zu festen Zeiten an den Feldenkrais-Übungen teilnahmen. Die Entscheidung, sich mit ihrer Freundin Elly die Raummiete für die Kurse zu teilen, hatte sich bewährt. In der Feldenkrais-Arbeit verstanden sie sich beinahe blind.

Nicht jede Sitzung bestand aus Gesprächen. Manchmal saßen sie in der Sofagruppe, spielten, malten oder arbeiteten mit Materialien, die halfen, Abstand zu halten. Und wenn Worte nicht reichten, wechselte Clara den Raum. Dann stand sie auf, öffnete die Tür zum größeren Zimmer und ließ die Stühle zurück. Bewegung half dort, wo Sprache stecken blieb. Ein vorsichtiges Verlagern des Gewichts, ein Rollen über den Boden, ein Atemzug, der wieder Platz fand.

Gerade bei traumatisierten Kindern zeigte sich das immer wieder. Wenn der Körper Orientierung fand, folgte der Rest oft von selbst.

Allein hätte Clara das nicht stemmen können. Praxis, Bereitschaftsdienste beim Jugendamt, dazu drei Workshops an der Schule – mehr ging kaum.

Ein kleiner Büroraum, ein Behandlungszimmer und ein größerer Raum mit Spiegelwand und Ballettstange entlang der Längsseite: Ihr kleiner Traum von einer eigenen Praxis hatte Gestalt angenommen.

Sie trat auf die Terrasse und blieb vor dem Gartentisch stehen. Zärtlich ließ sie die Hand über die Oberfläche gleiten. Schon sein Anblick ließ die Freude wieder aufsteigen, die sei bei der Übergabe empfunden hatte. Vor Begeisterung hatte sie ihren Mann damals abgeknutscht – sehr zum Missfallen ihrer Eltern. Aber die mochten sie ohnehin nicht besonders. Nächtelang hatte er an dem Tisch gearbeitet, hatte er in ins Ohr geflüstert. Fichtenholz. Die sternförmige Mischung der Platte schimmerte in Rot, Grün, Blau, Gelb und Violett. Weiße, gepunktete Linien durchzogen das Bild. Für Clara war der Tisch ein Schmuckstück, voller Energie und Fröhlichkeit. Sie blickte zum Boden, wo ein schwarzer Käfer auf dem Rücken lag und kräftig mit den Beinen strampelte. Lächelnd bückte sie sich. »Na, du«, murmelte sie und stupste ihn vorsichtig mit dem Zeigefinger an. Das Insekt richtete sich auf und krabbelte eilig davon.

Dröhnende Technomusik zerriss den beschaulichen Augenblick. Ein Auto bremste scharf vor ihrer Praxistür. Clara überlegte kurz, ob sie einen Termin vergessen hatte. Sie lief durch den von dichten Hecken umzäunten Garten zur kleinen Gartentür, öffnete sie und trat auf die Straße. Aus einem Audi TT Coupé stieg ein Mann aus. Er kam näher, die Farbe seines hellblauen Poloshirts spiegelte sich perfekt in den Augen wider. »Florian, was für eine Überraschung.«

Er grinste sie an. »Tut mir leid liebe Cousine, dass ich mich so lange nicht gemeldet habe.«

Sie zuckte kurz mit den Schultern. »Kein Thema. Ich bin gerade fertig und wollte einkaufen gehen, bevor ich heimfahre. Wie geht's Jetti und den beiden Mädels?«

»Denen geht es gut. Allerdings hat meine Frau mich vor die Tür gesetzt.«

»Was hast du denn jetzt wieder angestellt?«

Florian hob die Flasche Nuits-Saint-Georges 2001 in die Höhe, die er in der Hand hielt, und schmunzelte sie charmant an. »Das erzähle ich dir gerne heute Abend bei einer schönen Flasche Rotwein – falls

du Zeit hast.« Er sah sie verschmitzt an. »Kann ich bei euch pennen? Ich weiß Dominik mag mich nicht besonders, aber vielleicht finden wir endlich mal einen Draht zueinander?«

Clara lächelte. *Klar. Er ist Familie.* »Du kannst bei uns wohnen, solange du willst. Dominik ist gerade in einer seiner hochkreativen Phase für die nächste Ausstellung in New York. Da bleibt er tage- und nächtelang in seinem Atelier. Das Wochenendhäuschen hinter dem Schuppen ist frei. Der Schlüssel ist wie immer unter dem Blumentopf neben der Eingangstür.«

Claras Handy klingelte. Ihr Blick darauf verriet ihr, dass es Lucia war. »Das sieht nach Arbeit aus. Fahr schon mal vor. Ich gebe dir dann Bescheid, wann wir die Flasche köpfen können.«

»Einen Nuits-Saint-Georges 1er Cru 2001 der Domaine des Perdrix köpft man nicht, den genießt man.«

Clara winkte ihm flüchtig zu, wandte sich ab und hob das vibrierende Handy an das Ohr. Lautes, aufgewühltes Weinen drang aus dem Hörer. »Ganz ruhig. Ich bin da. Ich höre dir zu.«

»Oma, Oma ist ...«

In den Hintergrund mischte sich eine Stimme, gedämpft, aber energisch. Wer war das? Wer war da bei ihrer Klientin?

»Was ist los? Magst du es mir sagen?«

»Die Polizei, da ... da ist ein Polizist, bitte komm ganz ...« Lucias Worte lösten sich in Schluchzen auf – wie eine Welle, die gegen Felsen prallte und zerschellte.

»Lucia, bitte gib das Telefon mal dem Polizisten.«

Darauf folgte ein Knistern, Rascheln, dann einen Moment – nichts. Plötzlich eine Männerstimme, die klar und routiniert klang: »Erster Kriminalhauptkommissar Paul Müller hier. Sie kennen Lucia Greifer?«

»Ich bin Clara Leuras, die Traumatherapeutin von Lucia Greifer. Was ist passiert?«

Keine Reaktion. Dann ein Fluchen. »Verdammt! Passt doch auf, dass hier keiner filmt oder fotografiert– #GaffenGehtGarNicht, los jetzt! Entschuldigung Frau Leuras, ich muss hier vor Ort einschreiten. Können Sie bitte kommen und sich um Lucia kümmern? Ich erkläre Ihnen alles, wenn Sie da sind.«

»Wo sind Sie?«

»Lucia sagt, sie kennen ihren Lieblingsplatz am Starnberger See. Nahe Steg 4 im ›Paradies‹. Hier ist ein riesiger Menschauflauf. Den sehen Sie sofort. Wie schnell schaffen Sie's?«

»Fünfzehn Minuten.« Sie wusste nicht, ob Herr Müller sie noch gehört hatte, denn Lucia war wieder am Telefon.

»Bitte komm ganz schnell.«

»Ich fahre sofort los. Bleib einfach da, okay? «

*

Töten machte ihn hungrig. Das wusste er bereits. Er lenkte den Wagen von Pöcking die sanft abfallende Straße hinunter Richtung Starnberger See. Die Hitze des Nachmittags hatte sich auf den Asphalt gelegt wie ein zäher flimmernder Film. Der Himmel war hell und leer. Links die Bäume, rechts das Glitzern des Wassers. Alles schien träge, fast müde von sich selbst. Er setzte den Blinker und fuhr linksseitig vom Paradies auf das riesige Parkplatzareal, umgeben von Bäumen und Büschen, und durchquerte den P2. Sein Magen grummelte. Nicht laut. Nicht fordernd. Eher wie eine Erinnerung: *Ich soll etwas essen. Es ist Zeit.* Er fuhr langsam. Stressfrei. Er war nicht auf der Flucht. Nicht heute. Er kam am P1 an, der nahtlos von P2 aus ineinander überging, stellte seinen Wagen nahe an den Toiletten ab – wie zufällig, aber in Wahrheit genau so geplant. Er stieg aus und begab sich zum Steg 1 zum »Beach Paradise Kiosk«. Einem Touristenplatz, überfüllt mit Sonnencreme, Flipflops und Aperol Spritz. Jedoch in seinem Kopf herrschte Stille. Keine friedliche. Eher so eine Stille, in der er wusste, dass gleich etwas kommen wird. Er ging sorgfältig, achtete auf seinen Gang. Auf Haltung. Auf das Bild, das er abgab. Er wusste, wie er eins wurde mit der Menge. Wie er wirken musste, als gehöre er dazu. Die Badegäste lachten, lagen verstreut auf bunten Handtüchern auf dem Steg 1, der ein Stück über den Starnberger See führte, schleckten Eis, tranken Bier, lasen oder hingen am Handy. Niemand bemerkte ihn. Das war gut so. Niemand sollte ihn erkennen. Noch nicht.

Achtsam schlenderte er zur Fischbude »Chez Dodo« und stellte sich in die Schlange. Vor ihm stand ein Kind mit Sonnenbrand, hinter ihm eine Frau mit Strohhut. Der Rauch des Grills lag in der Luft, das Silber des Steckerl-fischs glänzte knusprig. Er blickte aufs Wasser. Immer wieder dieser See. Immer wieder dieser Ort. Sie liebte ihn. Trotz allem. Nun war sie fort. Der Gedanke kam nicht wie ein Schlag. Dafür zu oft. Zu lange schon. Aber er schnitt. Noch immer. Leise. Tief. Sie war nicht mehr da. So plötzlich, so vollständig, dass nur Leere blieb. Und Fragen, die niemand mehr beantwortete. Und dann das: ihr Verrat. Blanke Säure in seinen Eingeweiden.

Und dann, während er am Kiosk wartete, hörte er sie: die Sirenen. Zuerst fern, kaum wahrnehmbar. Dann näher. Lauter. Drängender. Ein sachter Ruck ging durch seinen Körper. Fast wie Freude, wie Stolz – jedoch brüchig, seltsam fremd. Sie hatten es gefunden. Sein erstes Geschenk. Dort hinten, am Ufer, neben Steg 4, genau 1,1 Kilometer von hier. Natürlich hatte er die Strecke vorher exakt ausgemessen!

Er sah sie wieder vor sich – knappe zwei Stunden war es her: wie sie dort lag, auf der Luftmatratze, mitten auf dem See. Wie das Licht durchs Schilf fiel, als er den ersten Pfeil abschoss, dann den zweiten. Wie ruhig alles war, nachdem es vorbei war. Unbemerkt. Ein Teil von ihm wollte danach weglaufen, sich verbergen. Ein anderer Teil – der, den er immer stärker fürchtete und zugleich brauchte – blieb ganz ruhig.

Der Mann nahm den in Butterbrot-papier eingeschlagenen Fisch entgegen, den er bestellt hatte und der ihm nun über den Tresen gereicht wurde, und bedankte sich leise. Ein paar Schritte ging er hinunter zum Wasser, setzte sich auf einen der alten Bierbänke, legte das Essen auf den Biertisch. Der See war glatt, fast zu glatt. Genüsslich biss er in die Makrele: Hitze auf der Zunge, Rauch, das trockene Knacken.

Ein gewöhnlicher Moment. Und doch der Anfang von allem.

Klar war, dass es falsch war. Dass Menschen wie er anders endeten – kalt, einsam, irgendwann entlarvt. Aber da war diese zweite Stimme. Diese Präsenz in ihm, die alles aufrecht hielt. Die

ihn drängte. Die flüsterte, wenn es dunkel war: »Du bist nicht wahnsinnig. Du bist notwendig.«

Blaulicht blinkte über die Straße durch die Baumwipfel zu ihm herüber und holte ihn aus seinen Gedanken zurück.

Die Neugier der Umstehenden nahm zu, Stimmen wurden lauter, manche liefen zum anderen Teil vom Paradies.

Er war nicht neugierig. Warum auch? Alles lief nach Plan. Etwas kam in ihm in Bewegung. Es brodelte. Weil es begonnen hatte. Weil sie jetzt aufmerksam wurden. »Und vielleicht«, dachte er, während das tote Tier unter seinen Fingern zerfiel, »vielleicht würden sie es jetzt endlich begreifen.« Was er tat. Warum. Für wen. Und dass er, wenn es irgendwann vollbracht war – wenn alles gesagt, alles getan war –, endlich frei sein würde. Frei zu lieben. Frei zu leben. Wie alle anderen auch.

Eine Stimme holte ihn zurück aus seinem Gedankenkarussell. Sie kam direkt gegenüber von ihm.

»Wenn Sie das arme Ding weiter so malträtieren, bleibt nichts mehr von ihm übrig.«

Er blinzelte. Schaute auf den Pappteller. Hatte er wirklich ...?

Der restliche Fisch lag in Trümmern. Das Filet zerstückelt, die Haut zerfleddert, die Gräten freigelegt, wie ein kleines Massaker, das ihn anschrie. Er hob den Blick.

Gegenüber, auf der anderen Seite des Biertisches, saß eine Frau. Rothaarig. Bikini. Freches Grinsen. Sie hielt eine Apfelschorle in der Hand und musterte ihn mit einem Ausdruck zwischen Belustigung und Interesse.

»Da haben Sie recht. War in Gedanken«, sagte er.

»Müssen aber schöne Gedanken gewesen sein. Ganz glücklich haben Sie am Schluss ausgesehen«, erwiderte sie.

Er lächelte. Ein geübtes, kleines Lächeln. Nichts, was zu sehr in die Augen reichte. »Na ja«, entgegnete er. »Kommt auf die Perspektive an.«

Sie lachte. Kurz, hell.

Das Lachen hallte in ihm nach – nicht als Freude, sondern wie ein Echo aus einer Welt, die einmal seine werden sollte. Damals. Bevor

sie ging. Bevor er sich veränderte.

*

Clara fuhr direkt auf den P2. Natürlich war an so einem heißen Sommertag kein Platz mehr frei. Sie hielt an und blickte auf ein mintgrünes quergestelltes Reisemobil, das zweieinhalb Parkplätze in Anspruch nahm. Clara fackelte nicht lange. Sie platzierte ihren DS parallel zum Wohnmobil, auch wenn sie wusste, dass sie ihm damit die Ausfahrt versperrte. Lucia hatte so verzweifelt geklungen. Jede Minute, in der sie früher bei ihr war, zählte. Dem Parkwächter, der direkt an der Einfahrt zu den Parkplätzen stand, rief sie zu: »Es handelt sich um einen Notfall. Ich bin Therapeutin und muss sofort zu meiner Patientin.«

Rasch überquerte Clara die Straße. Ihre Schritte wurden zügiger, als sie die kleine Brücke erreichte, die direkt zum Paradies führte. Ihre Gedanken kreisten um ihre Patientin, überschlugen sich, versuchten Antworten zu finden, wo es keine gab. *Was ist passiert?* Das Kies knirschte unter den Sohlen, als sie am Schlosspark-Kiosk vorbeikam.

Dann öffnete sich vor ihr die riesige grasgrüne Wiese. Sonnenanbeter lagen auf Decken, tranken, lachten, plauderten, als gäbe es keine Schatten in dieser Welt. Das Bild traf sie wie ein Schlag. Die Unbeschwertheit all dieser Menschen – sie wirkte wie aus einer anderen Realität. Kurz blieb sie stehen, riss sich die dunkelbraunen Sandaletten von den Füßen und nahm sie in die Hand. Barfuß sprintete sie los. Erst schnell, dann erhöhte sie noch mal das Tempo. Der Körper übernahm. Feldenkrais.

Bewegung aus der Mitte, kein überflüssiger Druck. Jetzt wurde alles zu einem einzigen Impuls: vorwärts.

In ihr spannte sich eine Wachsamkeit, pantherhaft.

Grashalme strichen über ihre Füße, ein frischer Luftzug traf ihre heißen Wangen.

Alles war Bewegung, zielgerichtet.

Macht Platz.

Die Welt um sie herum wurde ruhig. Der Lärm verblasste.

Nur das Vorankommen zählte.

Ein Jugendlicher sprang ihr in den Weg, den Schläger in der Hand, fixiert auf seinen Federball. Clara wich ihm in letzter Sekunde aus. Nichts entging ihr. Ihre Schritte wurden länger, rhythmischer. Eng umrundete sie einen ausladenden Ahornbaum, ohne an Geschwindigkeit zu verlieren. Sie sprang über ein buntfröhliches Handtuch und schlug einen Haken nach rechts, weil ein Kleinkind ihre Bahn kreuzte.

Menschen erhoben sich um sie herum, einer nach dem anderen und bewegten sich in Richtung See. Clara schob sich an ihnen vorbei. Sie erreichte den Kiesweg, der zu Steg 4 führte. Kleine spitze Steine bohrten sich schmerzlich in ihre Fußsohlen. Scharf sog sie die Luft ein, presste die Lippen zusammen. *Keine Zeit für Schmerz.*

Der Menschauflauf, von dem der Polizist ihr erzählt hatte, war nicht mehr zu übersehen. Halb nackte Badegäste hatten sich versammelt, fotografierten mit ihren Handys oder diskutierten lautstark. Die Kakophonie zerrte an ihren Ohren. »Entschuldigung, darf ich mal bitte durch.«

»Da kann ja jeder kommen. Wir wollen auch sehen, was da abgeht.« Ein Mann mit einem riesigen Bierbauch, bekleidet mit einer lächerlich kleinen blauen Badehose, stellte sich ihr in den Weg.

»Ich bin Therapeutin und muss zu meiner Patientin. Gehen Sie mir bitte aus dem Weg. Sofort! Ich werde gebraucht.« Clara blickte den Mann scharf an.

»Ist ja gut, kann ich ja nicht wissen.« Er trat beiseite. Clara setzte sich wieder in Bewegung. Billiges Parfüm, Sonnencreme und Schweiß vermischten sich zu einem widerlichen Potpourri und raubten ihr den Atem. Energisch schob sie sich durch den stinkenden Menschauflauf. Ekel stieg in ihr auf und drehte ihr den Magen um. *Oder kommt die Übelkeit von der Angst, die ich um Lucia habe?* Sie blieb abrupt stehen. Ihr zu einem Pferdeschwanz zusammengebundenes Haar wippte hin und her wie eine Fahne, die von einem aufsteigenden Hubschrauber aufgewirbelt worden war. Kein Weiterkommen. Ein rot-weißes Absperrband verwehrte ihr den Weg. Es war rund um die kleine Liegewiese, die sich vor dem Steg 4

befand, gespannt worden. Dahinter bauten Polizisten eine Sichtschutzwand auf. Links neben dem Steg stand ein Zelt, weiß die Wände, gelb das Dach. Clara wollte unter dem Band durchschlüpfen, doch sofort wurde sie von einer Polizistin aufgehalten.

»Sie können hier nicht durch.«

»Mein Name ist Clara Leuras. Ich wurde von Ihrem Kollegen Paul Müller angerufen.«

»Ich bin Kommissarin Melina Sängers. Sie werden bereits erwartet.« Sie hob das Band leicht an. Ein Mann mit Kamera schob sich vor Clara.

»Journalisten nicht, Herr Sekulin. Das habe ich Ihnen wiederholt mitgeteilt«, wies Melina Sängers den Mann entschieden zurück.

»Das ist Diskriminierung. Warum darf sie und ich nicht? Die Öffentlichkeit hat ein Recht darauf zu erfahren, was hier los ist.«

»Alles zu seiner Zeit, jetzt haben andere Dinge Priorität. Sollten Sie noch einmal versuchen, zu fotografieren oder dem Tatort näherzukommen, lasse ich Sie wegen Behinderung der Polizeiarbeit verhaften. Haben Sie mich verstanden?« Melina Sängers scharfer Ton hallte über die Wiese.

Clara schlüpfte unter dem Band hindurch. Ihre Augen wanderten über das Gelände. Schließlich entdeckte sie sie. Lucia. Ein Stück weit entfernt saß sie auf dem Boden, reglos, die Knie an die Brust gezogen, die Arme darum geschlungen. Der Rücken war kerzengerade. *Zu aufrecht für ein Kind.* Lucia starrte Richtung See, der in der Nachmittagssonne glitzerte, friedlich, trügerisch als könne hier nichts geschehen. Claras Atem stockte. Für einen Moment hörte sie nichts mehr. Kein Wind, keine Stimmen. Dann zog sich ihr Magen schmerzhaft zusammen. Sie stürmte los. »Lucia!«

Keine Reaktion. Clara ließ sich neben dem Mädchen auf die Knie fallen, zu rasch, zu nah. Ihre gepresste Stimme klang wie eine Dampfmaschine, kurz vor der Explosion. »Lucia, was ist passiert?«

Lucia rührte sich nicht. Kein Blinzeln. Kein Atemzug sichtbar. Nur der Blick auf das Wasser.

Clara hob die Hand, wollte sie berühren, stockte jedoch in der Bewegung. Die Finger zitterten leicht. *Nicht anfassen. Nicht drängen.*

Atmen.

Sie schloss kurz die Augen, zwang sich ruhiger zu werden.

Ich bin nicht ihre Mutter. Ich bin ihre Therapeutin.

Tief holte sie Luft, doch ihre Brust fühlte sich eng an. Sie senkte die Stimme, machte sie weich, fast flüsternd. »Ich bin jetzt da, Lucia. Du musst nichts sagen. Ich bleibe einfach bei dir.«

Nichts. Der Wind strich über den See, kräuselte die Oberfläche.

Dann flossen Tränen über Lucias Gesicht. Lautlos. Nur dieser schweigsame, endlose Strom, als hätte der Körper längst aufgegeben, um Worte zu kämpfen.

Clara setzte sich vorsichtig neben das Mädchen ins Gras. So leise wie möglich, keine plötzliche Geste. *Ich bin einfach nur für sie da. Nicht mehr und nicht weniger.*

Ihr Herz raste, hämmerte wild gegen ihre Rippen, als wolle es hinaus. Aber sie saß ganz still. Kein Zittern, keine Eile, keine Erklärung, nur Anwesenheit.

Vielleicht spürt Lucia dies. Vielleicht reicht ihr das für jetzt.

»Frau Leuras? Können wir uns bitte kurz unterhalten?«

Clara fuhr zusammen. Ihr Herz machte einen Satz. Sie blickte nach oben. Einen Moment brauchte sie, um das Gesicht vor sich einzuordnen.

Hatte Melina Sänger nicht gerade eine blaue Bluse getragen?

»Mein Name ist Sybille Sänger. Ich bin Kriminalkommissar-Anwärterin und Melina ist meine Zwillingsschwester«, sagte die Frau ruhig. »Seit dem Telefonat mit Ihnen hat Lucia kein Wort mehr gesagt. Können Sie uns bitte helfen?«

Clara kniete sich neben das Mädchen. »Ich bin gleich wieder bei dir, Lucia, okay?«

Lucia reagierte nicht.

Clara stand auf. »Wo ist der Kommissar, den ich vorhin gesprochen habe, Paul Müller, oder so?«

»Er ist Erster Kriminalhauptkommissar. Warten Sie bitte. Ich hole ihn.« Sie drehte sich um und ging zum Zelt.

Aber Clara wollte nicht warten, sie wollte Antworten. Sie folgte der Polizistin und betrat direkt hinter ihr das Schutzzelt.

Danke

Einen Roman zu schreiben, bedeutet, allein zu arbeiten – Stunde um Stunde, Tag um Tag.

Einen Roman zur Veröffentlichung zu bringen hingegen bedeutet Unterstützung, Fachwissen, Vertrauen und Menschen, die bereit sind, diesen Weg mitzugehen.

Diesen Menschen danke ich von Herzen. Alle, die ich im Folgenden nicht persönlich nenne, sind dennoch ausdrücklich mit eingeschlossen.

Mein Dank gilt der Agentur guter Punkt in München, insbesondere Markus Weber, der mit großer Geduld meine zunächst chaotischen Cover-Ideen aufgenommen und in ein großartiges Cover verwandelt hat.

Ich danke Désirée Wörner, die meinen Text mit außergewöhnlicher Sorgfalt durch Lektorat und Korrektorat begleitet und ihn dadurch sehr viel besser gemacht hat.

Herzlichen Dank für das Vertrauen in mich und dieses Buch.

Satz und Layout wurden mit viel Fingerspitzengefühl von Michaela Bielawski von publish4you umgesetzt – auch dafür herzlichen Dank.

Mein Dank gilt ebenso dem gesamten Team des myshow Verlages. Ihr seid die Besten.

Ich danke all jenen, die mich in Zeiten begleitet haben, in denen Zweifel lauter waren als Zuversicht, und die mir mit Mut, Vertrauen und Bestärkung zugesprochen haben.

Besonders danken möchte ich Carla Cappelmann, Antje Backwinkel und Carolina Mascher von der Meerschreibzeit für wertvolle Hinweise und Impulse, ebenso Mareike Fröhlich, Katja Szimmat und vielen weiteren.

Von Herzen danke ich meinem Sohn Manuel Westhagen, Thomas Baier, meiner Belle-Fille Bianca Westhagen, Paul Krammling, Gabi Möller, auch für ihre medizinische Expertise, sowie meiner Tante